GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Wozu ‚Gender Studies'? : Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz

Hirschauer, Stefan

2003

https://doi.org/10.25595/169

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hirschauer, Stefan: *Wozu ‚Gender Studies'? : Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz*, in: Soziale Welt : SozW ; Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis, Jg. 54 (2003) Nr: 4, 461-482. DOI: https://doi.org/10.25595/169.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Wozu ‚Gender Studies'?

Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz[1]

Von Stefan Hirschauer

In der Geschlechterforschung tut sich etwas. Seit den 90er Jahren macht nun auch in Deutschland ein Label die Runde, das dieses Forschungsfeld neu bezeichnen soll: Tagungen werden anders betitelt, erste Professuren neu denominiert, neue Studiengänge gegründet und sogar administrative Maßnahmen umetikettiert: *gender* is everywhere. Aber was sind die Gender Studies? Bei der Prägung des Begriffs Gender durch klinische Fächer vor 40-50 Jahren standen noch eng umgrenzte Phänomene der ‚Gender Dysphoria', des Leidens am Geschlecht, im Vordergrund. Heute macht sich dagegen eine Menge Gender *Euphorie* breit, die Gender Studies erscheinen vielen als eine irgendwie Disziplinengrenzen sprengende akademische Bewegung. Es schwimmt eine Menge mit im großen gender main stream.

In einem irreführend weit gefassten Sprachgebrauch werden die Gender Studies oft als eine Art erweiterter Frauenforschung aufgefasst – etwa im Sinne des neuen Namens der mit Abstand größten Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: ‚Frauen- und Geschlechterforschung'. Gender Studies i.S. von ‚Frauen- und Geschlechterforschung' ist eine recht hoch im Kurs stehende rhetorische Münze, die sich z.B. in Stellen und Forschungsgelder konvertieren lässt – und das ist gut so. Nicht brauchbar aber – und dies ist die These dieses Aufsatzes – ist ein solch weiter Begriff, um ein recht junges interdisziplinäres Forschungsgebiet zu bezeichnen, das sich mit neuartigen kulturwissenschaftlichen Fragestellungen innerhalb des weiten Feldes der Geschlechterforschung herausgebildet hat. Dafür braucht es einen präziseren Begriff, der die Gender Studies als *Geschlechtsdifferenzierungsforschung* von der Frauen- und Männerforschung einerseits, von den sex studies der Naturwissenschaften andererseits unterscheidet. Eben dies tut dieser Aufsatz.

Er ist ein Diskussionsbeitrag zur Positionierung der Gender Studies, der sich mit dem Problem ihrer transdisziplinären Einheit, mit ihren Zielsetzungen und Fragestellungen befasst. Die Gender Studies, so werde ich argumentieren, nehmen eine folgenreiche Verschiebung innerhalb der drei zentralen Themen vor, denen sich fast alle Geschlechterforschung in den Kulturwissenschaften[2] auf die eine oder andere Weise widmet: dem Thema der Ungleichheit, der Komplementarität (Heterosexualität), und dem der Differenz. Kurz gesagt, konstituieren sich Gender Studies dort, wo die Kategorie ‚Geschlecht' von einem analytischen *Instrument* der Forschung zu ihrem zentralen *Problem* wird.

Ich werde zuerst den Expansionsprozess der „Gender Studies" in jenem weit gefassten Sinne von ‚Frauen- und Geschlechterforschung' skizzieren, der die Frage aufwirft, was diesem Forschungsfeld noch eine Einheit geben kann. Die aktuell eingesetzten Limitierungsversuche bestehen in einer fortgesetzten *politischen* Rahmung, die zahlreiche Folgeprobleme für die Forschung aufwirft: sie macht sie zu *gendered* studies (1.). Anschließend werde ich einen enger gefassten Begriff von Gender Studies formulieren, der die Einheit dieses Forschungs-

1) Dieser Aufsatz geht zurück auf meine Antrittsvorlesung an der LMU München am 2.7.2003.

2) ‚Kulturwissenschaften' bezeichnet in diesem Aufsatz einen weit gefassten Gegenbegriff zu den Naturwissenschaften, also nicht nur die um die Literaturwissenschaft herum entwickelten Disziplinen von den Philologien über die Theaterwissenschaft bis zu den Cultural Studies. Zu den empirischen Kulturwissenschaften zähle ich insbesondere die Geschichtswissenschaft, die Ethnologie, Linguistik und Soziologie.

Soziale Welt 54 (2003), S. 461 - 482

feldes von drei Grenzphänomenen her bestimmt: von den Anomalien der Geschlechtsklassifikation, der Gender Indifferenz und den sex studies (2.). Gender Studies werden dabei als eine Differenzierungsforschung bestimmt, deren Zielsetzung in Konkurrenz zu den Naturwissenschaften und in Abarbeitung eines spezifischen historischen Erbes verstanden werden muss: jener Geschlechtsbegriffe, die das Europa des 19. Jh. hervorbrachte (3.). Abschließend werde ich diesen Vorschlag bilanzieren: im Hinblick auf die Grenzen und Chancen einer transdisziplinären Organisation der Forschung und im Hinblick auf das Verhältnis von Wissenschaft und Politik (4.).

1. Die politische Rahmung der Geschlechterforschung

Betrachtet man ‚Gender Studies' als erweiterte Frauenforschung, so hat seit den 70er Jahren in der Tat eine gewaltige Expansion stattgefunden. Sie betrifft Disziplinen, Themen und Geschlechter. Der Fokus der Frauenforschung lag und liegt auf der Korrektur von eklatanten Wissenslücken und Verzerrungen einer von Männern dominierten Wissenschaftsgeschichte. ‚Women's Studies' – das hieß Forschung über, von und für Frauen, d.h. im Rahmen einer politisch gewollten Identifizierung von Forschungssubjekt und -objekt. Von diesem Ausgangspunkt in einigen Kerndisziplinen, vor allem der Geschichts- und Literaturwissenschaft, hat die feministische Geschlechterforschung heute in zahlreichen Disziplinen Fuß gefasst. Ein repräsentatives Einführungsbuch (Braun/Stephan 2000) nennt die Geschichts- und Sozialwissenschaft, Wirtschafts- und Rechtswissenschaft, Psychoanalyse und Erziehungswissenschaft, Informatik und Medienwissenschaft, Philosophie und Theologie, Kunstgeschichte und Musikwissenschaft, Linguistik und Literaturwissenschaft, die Agrar-, Sexual- und auch die Naturwissenschaften. Viele seiner 17 Kapitel ließen sich mühelos weiter differenzieren: Die Naturwissenschaften, die Sozialwissenschaften und die Literaturwissenschaften umfassen natürlich wiederum zahlreiche Fächer.

Eine zweite Entgrenzung war zunächst politischer Natur: Die Frauenforschung wurde mit den Stimmen ‚anderer Frauen' konfrontiert, die sich in einem monistischen Konzept ‚weiblicher Erfahrung' und in den Problemdefinitionen des *white-middle-class feminism* nicht wiederfanden. Sie artikulierten die Bedeutung anderer sozialer Differenzen: etwa Schicht, Ethnizität, Religion und sexuelle Orientierung. Eine starke interne Differenzierung des Begriffs der Weiblichkeit war die Folge, eine Pluralisierung ‚der Frau'.

Nach den anderen Frauen meldeten sich auch die ‚anderen Männer' zu Wort (s. Meuser 1998, S. 89ff.). In einem Zuge verschrieben sie sich dem Feminismus und distanzierten sich von einem feministischen Männerklischee, indem sie ihrerseits auf differenzierte Männlichkeiten verwiesen. Die frühe Männerforschung drehte sich stark um Benachteiligungen, die Männer erfahren: von Krankheitsrisiken bis zu emotionalen Ausdrucksbeschränkungen. Interessant ist dabei, dass Männer mit der Thematisierung von Leid und subjektivem Unrecht versuchten, sich genau auf dem Wege der Frauen als Geschlechtswesen zu konstituieren – als handle es sich hier um einen Königinnenweg.[3]

Die Frauenforschung reagierte entsprechend skeptisch, ergriff dann aber schnell selbst die Chance, in einer Forschung über Männer (exemplarisch: die historischen Arbeiten von Ute Frevert) deren durch reine ‚Frauenforschung' implizit zugestandene Geschlechtsneutralität zu korrigieren. Männerforschung kann heute im Gegensatz zur Untersuchung benachteiligter Lebenslagen auch explizit als Elitenforschung angelegt werden, eine Forschung, die sich in

3) Man kann diese nachholende Sexuierung wie eine Neuauflage der Couvade begreifen, des Männerkindsbetts, mit dem mann sich nach Margarets Meads Beschreibung (1958) in Polinesien dem Gebärschmerz der Frauen zu assimilieren suchte.

jene sozialen Kreise vortastet, in denen Führungspositionen eng mit männlicher Homosozialität verknüpft scheinen.

Verantwortlich für die Fruchtbarkeit der Geschlechterforschung als Frauen-und-Männerforschung war und ist die epistemologische Forcierung von Geschlecht als analytischer Kategorie. Der Einsatz dieser Kategorie als Beobachtungsinstrument brachte und bringt zahllose Geschlechtsunterschiede zum Vorschein: Lohnabstände, Prestigegefälle, psychische Eigenschaften, Unterschiede im Sprechverhalten, in Schreibstilen, Lebensläufen, Krankheitsrisiken, Schulzensuren usw.usf. Vor allem etablierte die Geschlechterforschung so ihr Kernanliegen, den Nachweis sozialer Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen als ein unbestreitbares Faktum. Es ist inzwischen zu einem Bestandteil des Alltagswissens geworden und die Forschung liefert zahllose Informationen für Kompensationsmaßnahmen der Geschlechterpolitik.

Die Forschung über Frauen und Männer in all ihrer Unterschiedlichkeit *und* in ihren Beziehungen *und* in zahlreichen Disziplinen stellt sich heute als ein riesiges Forschungsgebiet mit hoher interner Komplexität dar. Die Online-Zeitschrift Querelles-Net (2002) bezeichnet die ‚Gender Studies' in *diesem* Sinne als eine unüberschaubare „virtuelle Disziplin". Aber genau hierin liegt ein Problem. Was könnte diesem unüberschaubaren Forschungsgebiet noch eine Einheit geben, z.B. einen theoretischen oder curricularen Zusammenhang? Wenn ‚Gender Studies' einfach alles, was Frauen und Männer sind, tun und erfahren zum Gegenstand machen können, wären sie eine gigantische Humanwissenschaft mit Geschlechtsindex. Eine so verstandene Geschlechterforschung beruht auf einer anthropologischen Annahme, die das 19. Jh. zur Entfaltung brachte: dass das Geschlecht eine Eigenschaft des Menschen sei. Mit dieser Prämisse können sich ‚Gender Studies' aber weder von der naturwissenschaftlichen Geschlechterforschung unterscheiden, noch von jedwedem Einsatz von Geschlecht als Forschungsvariable (etwa in der Demografie oder der Meinungsforschung).

Dieser Mangel an innerer Kohäsion wird in der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung durch eine äußere Limitierung kompensiert. Die gesuchte Differenz, die ‚Gender Studies' i.S. von Frauen-und-Männerforschung von beliebiger anderer Forschung mit und über Geschlecht unterscheiden soll, ist für viele noch immer ihre politische Rahmung als ‚(post)feministische' Forschung. Trotz aller Akademisierung und Professionalisierung ist dieser politische Rahmen in vielen Zügen der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung noch gut erkennbar: etwa in der Positionierung als Kritik, in der Auswahl von Forschungsthemen, in der Nutzenorientierung der Wissensproduktion, also in der Bereitschaft zur politischen Indienststellung, und in der Rekrutierung des Personals. Auch die vage Zielvorstellung einer Super-Disziplin folgt noch der Logik einer sozialen Bewegung: Schließung i.S. einer Versammlung der Kräfte, Selbstbehauptung durch Unübersehbarkeit, Profilierung durch thematisches Beharrungsvermögen und Stilisierung intellektuell-politischer Heldinnen. Auch und gerade die zahlreichen Verständigungsprobleme, die in interdisziplinären Begegnungen auftauchen, lassen sich durch diese Rahmung zudecken. Kohärenz findet die Frauen-und-Männerforschung durch ein fragiles Erkennungszeichen: das explizite oder implizite Bekenntnis zu *politischen* Positionen und Anliegen.

Diese politische Rahmung der Geschlechterforschung ist eine Übergangslösung, die eine Reihe von Problemen mit sich bringt. Zunächst hat der Rahmen selbst deutlich an Kontur verloren. Emanzipationsmotive regen sich heute bei vielen Geschlechtern und die der Frauen haben sich hochgradig differenziert. Ferner kann die Geschlechterforschung in einem feministischen Wertehorizont keine Einheit mehr finden, weil dieser längst mit einem gesellschaftlichen Common Sense verschwimmt. Er ist veralltäglicht, hat neue Selbstverständlichkeiten in den Einstellungen etabliert, so dass sich die Trägheit der sozialen Praxis diesen gegenüber immer schärfer abzeichnet.[4]

Trotz dieses Konturverlustes muss eine politische Rahmung aber für jedes wissenschaftliche Unternehmen prekär bleiben. Sie stiftet eine anregende Nähe zu sozialen Bewegungen, aber keine intellektuelle Einheit, keinen geteilten und limitierten Gegenstand. Dieses Problem ist zunächst kein Spezifikum der Geschlechterforschung. Gerade die Soziologie hat ihre Erfahrungen mit politischen Umarmungen aller Art. Das liegt vor allem daran, dass sie verglichen mit Geschichtswissenschaft oder Ethnologie unter einem Mangel an Fremdheit leidet. Als Wissenschaft des hier und jetzt wird sie geradezu belagert von Alltagswissen über jene Gesellschaft, auf die sie wissenschaftliche Ansprüche erheben möchte (vgl. Amann/Hirschauer 1999). Als erste Maßnahme der Professionalisierung von Wissen über die Gesellschaft machen daher bereits Lehrbücher (etwa Berger 1969) eine klare Unterscheidung von sozialen Problemen und soziologischen Problemen: Nicht der Kriminelle, sondern das Recht stellt ein soziologisches Problem, nicht die Scheidung, sondern die Ehe.[5]

In der Geschlechterforschung ist dieses Problem der Differenzierung deshalb zugespitzt, weil die Geschlechterbeziehungen ein Forschungsfeld sind, das von einem erfahrungsgesättigten und äußerst meinungsstarken Alltagswissen besetzt ist. Und es ist in einem Feld, in dem soviele schon Wissen haben und nach neuem Wissen verlangen, sehr voraussetzungsvoll, etwas so Unbefangenes zu tun, wie Fragen zu stellen – also *Unwissen* herzustellen, *Unwissen* aufzusuchen und auszuhalten. Warum z.B. bringen Gesellschaften bevorzugt genau jene Menschen in lebenslange Intimbeziehungen, die ihr Begehren wechselseitig *nicht* verstehen? Viel wahrscheinlicher als die Problematisierung solcher und ähnlicher Fragen ist es, dass der Erwartungsdruck auf nutzbares Wissen zu eilfertigen akademischen Bestätigungen dessen führt, was wir alle schon vorher wussten.

Dies hat Konsequenzen für die bevorzugten Aussagen und die Themenwahl der Geschlechterforschung. Eine politische Optik sensibilisiert immer nur für bestimmte Themen, für andere nicht. Eine aktivistische Erwartungshaltung drängt auf Handlungsanweisungen, sie misst die Forschung daran, ob sie transparenttaugliche Ergebnisse liefert. Ein Beispiel für diesen Themenbias ist die Fokussierung von Arbeitsorganisationen in der soziologischen Geschlechterforschung. Im Schatten dieser Forschung bleiben z.B. Mutterschafts- oder Attraktivitätsnormen, die dafür sorgen, dass sich Frauen schon durch die Partnerwahl für einen Rückzug vom Arbeitsmarkt anbieten. Übersetzte man solche Aspekte des Geschlechterverhältnisses in das Format von Transparenten, so stünde dort z.B.: „Frauen! Verliebt Euch endlich in jüngere und weniger erfolgsorientierte Männer!" Aber wer möchte schon so ein Plakat lesen? Attraktivitätsnormen lassen sich eben nicht so gut aus dem Stand politikfähig machen wie die Stereotype eines Arbeitgebers. Es ist eben dieser politische Populismus, diese normative Gefälligkeit der Forschung, die zentrale kulturelle Gründe der Benachteiligung von Frauen völlig unterforscht gelassen hat. In diesem Sinne muss die Geschlechterforschung erheblich unpopulärer werden, um gute Erklärungen geschlechtlicher Ungleichheit zu entwickeln.

Was den bevorzugten Typ von Aussagen im Diskurs der Geschlechterforschung betrifft, verlangt ein politischer Rahmen einen Primat der Wiederholung, der Bestätigung, Einschärfung und Gewöhnung vor der Überraschung und Verfremdung. Demonstrieren wir die Schwierigkeit eines nicht-politischen Sprechens an der Formulierung einfacher empirischer

4) Und mit Feminismus ist hier auch der Postfeminismus gemeint. Auch dieser ist bei aller Opposition zum intellektuellen Feminismus politisch natürlich kein ‚Präfeminismus'.

5) In diesem Sinne interessiert an der sozialen Ungleichheit zwischen Männern und Frauen nicht ihre Empörungsträchtigkeit – diese ist ein möglicher Gegenstand einer Soziologie der Moral und der moralischen Unternehmerinnen – es interessiert vielmehr z.B. ihre Beharrlichkeit – und zwar gerade in der konstanten Entgegensetzung zum Wertekanon demokratischer Gesellschaften, der sie so empörungswürdig macht. Was macht diese Koexistenz möglich?

Aussagen: „Die Lebenserwartung von Männern ist um einige Jahre kürzer als die von Frauen". „Frauen werden stärker als Männer an die Betreuung von Kindern gebunden". „Jungen erhalten in der Schule schlechtere Noten als Mädchen". Solche Aussagen über einfache Verteilungen beziehen ihren stärksten Sinn in unseren Ohren nicht aus ihrem sachlichen Gehalt, sondern von der ihnen unterstellten Tendenz. Deshalb sind viele Verteilungen umso besser, je schlechter sie sind. Dies gehört zur Ökonomie der *politischen* Aufmerksamkeit und zur Logik des politischen Agenda Settings, es gehört nicht zu den Relevanzen von Forschung. Solange die SprecherInnen solcher Aussagen je nach gehörter Tendenz einen Geschlechtswechsel zwischen männlichen und weiblichen „Interessen" vollziehen müssen, solange findet sich die Geschlechterforschung in einen Konflikt getrieben zwischen politischer Korrektheit und intellektueller Redlichkeit.

Die Geschlechterforschung wird aber noch auf tiefere Weise durch ihre politische Rahmung behindert. Sie verwendet die Geschlechterunterscheidung nämlich nicht nur als analytisches Instrument der Wissensproduktion, sie setzt sie auch zu ihrer Selbstorganisation ein. Die Geschlechterforschung ist selbst ein interessanter Fall geschlechtlicher Differenzierung. Die dominante Rolle der geschlechtlichen Teilungen, die sie durchziehen, ist offenkundig: Hier sind die Frauen und die Frauenforschung, da sind die Queers und die Queer Studies, und dort finden sich noch ein paar Männer, die ihre Männerforschung machen möchten – eine extrem ungleiche Dreiecksbeziehung mit eifersüchtiger gegenseitiger Beobachtung.

Geschlechtlich markiert werden diese Forschungssegmente in zwei Formen. Die erste betrifft ihre Bezeichnungen (etwa als „Frauen- und Geschlechterforschung"). Dabei kann es recht subtil zugehen wie etwa in der Denomination „Soziologie mit besonderer Berücksichtigung der Gender Studies".[6] Man könnte fragen: Haben die Gender Studies nicht mehr verdient als eine besondere Berücksichtigung? Zu besonderer Rücksicht werden wir Behinderten und Kindern gegenüber aufgefordert, aber auch Männer Frauen gegenüber. Die Platzierung der Gender Studies an einer Universität erfolgt mit einer solchen Denomination insofern über eine Feminisierung i.S. einer kompensationsbedürftigen Schwäche, – eine Unterstellung, die ihre empörte Negation bereits in sich trägt.

Die zweite Form der Markierung von Forschungssegmenten besteht in der geschlechtlichen Kontrolle ihres Personals. Zur politischen Rahmung der Geschlechterforschung gehört es, die Frage des Forschungspersonals in Termini politischer Repräsentation zu denken. Neben der verstärkten Repräsentation von Frauen als Forschungsgegenständen meinte Frauenforschung immer auch Repräsentation der so lange ausgeschlossenen weiblichen Bevölkerung im Universitätspersonal. So wurden wie in der Politik Personen viel stärker und auf andere Weise als in der Wissenschaft üblich relevant gemacht. Diese Identifizierung von Forschungsgebieten über Forschungssubjekte hat aber zwei gravierende Nachteile.

Der erste liegt in der Versuchung, die Geschlechterforschung als Vehikel der Frauenförderung zu instrumentalisieren, sie also für Personalpolitik zu verzwecken, etwa indem man einen Gendering-Bedarf für zahllose Disziplinen behauptet (auch z.B. für die Mathematik), um *auf diesem Wege* endlich einen Teil der Karrierehemmnisse für Frauen an Universitäten beiseite zu räumen. Das Problem dieser Verquickung besteht darin, dass sie die Reputation der Geschlechter*forschung* fortlaufend dadurch beschädigt, dass sie sie in den Schatten der Unstrittigkeit von Egalitätsnormen stellt. In diesem Schatten darf eine Frage wie „Wozu Gender Studies" aus politischen Gründen gar nicht gestellt werden und das Forschungsfeld erweckt gegenüber seinen äußeren BeobachterInnen chronisch den Verdacht, es habe nicht die intellektuelle Substanz zu ihrer Beantwortung.

6) So lautet die Denomination der Professur für Gender Studies an der LMU München.

Der zweite Nachteil einer Identifizierung von Forschungsgebieten über Forschungssubjekte ist, dass sie suggeriert, die Geschlechterdifferenz als Forschungsgegenstand habe irgendjemanden als Frau oder Mann zu interessieren. Als solche können Personen aber allenfalls ein tangentiales Interesse an der Forschung haben: an Bestätigung für die Richtigkeit ihrer politischen Überzeugungen, an strategischen Hinweisen für den persönlichen beruflichen Aufstieg, an tröstenden Erklärungen für leidvolle Erfahrungen (in Paarbeziehungen etwa) oder an voyeuristischen Einblicken in das Leben der ‚anderen Seite'. Überlassen wir die Geschlechterforschung den Motiven, die wir als Frauen oder Männer an sie herantragen, gibt es keine starken Gründe, sie an Universitäten zu etablieren.[7]

Ziehen wir ein Fazit der politischen Rahmung der Geschlechterforschung. Die Politisierung der Geschlechterfrage war lange die wichtigste Triebkraft zur Etablierung der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Und auch die Forschung hat von der Maxime profitiert, das Private sei politisch und damit öffentlich. Heute aber scheint es eher umgekehrt so, dass diese Politisierung zum größten Hemmnis der Weiterentwicklung der Forschung wird. Das liegt vor allem daran, dass die dem Politischen eigenen Dichotomien zur Fortschreibung der Geschlechterunterscheidung beitragen. Das Pro und Contra, wir oder die, richtig oder falsch hat neue Dualismen in den Geschlechtdualismus importiert, die ihn beleben, auffrischen und – der Beobachtung entziehen. Mit letzterem aber blockierte die politische Rahmung der Geschlechterforschung lange genau das, was die *Gender Studies* zu tun begonnen haben: die Geschlechterunterscheidung selbst zum Thema zu machen.

2. Gender Studies: die Beobachtung der Geschlechterunterscheidung

Eben dies meint ein präziserer Begriff von Gender Studies. Dieser soll nun auf der Basis folgender Annahme formuliert werden: Wenn es eine transdisziplinäre Einheit kulturwissenschaftlicher Geschlechterforschung überhaupt geben kann, dann nur durch eine Beobachtung ihrer systematisch gemiedenen *Grenzen*, der ‚Ränder von Gender'. Dies sind der Gender Trouble (2.1.), die Gender Indifferenz (2.2.) und die Sex Studies (2.3.).

2.1. Gender Trouble Maker

Die Artikulation ‚anderer Frauen' ließ sich z.T. innerhalb der Unterscheidung zu Männern auffangen, z.T. führte sie jedoch aus der Kategorie Frau hinaus. Im vergangenen Jahr ist in Texas Monique Wittig gestorben, jene französische Literatin, die das von ihr verkörperte Phänomen mit dem Diktum „Lesben sind keine Frauen" versah. Das meint: Die Bedeutung der Geschlechtskategorien wird in einem Maße von der Heterosexualität bestimmt, von komplementärer Paarbildung, dass Lesben und Schwule in ihr schlicht keinen Platz finden. Wittig schloss damit an eine bis ins 18. Jh. reichende Tradition des Dritten Geschlechts an: In Europa war und ist es die Bevorzugung gleichgeschlechtlicher Sexualpartner, die den Geschlechterdualismus von innen aufsprengt, während es in anderen Weltregionen, etwa in den indigenen Kulturen Nordamerikas (s. etwa Tietz 2001) nie die sexuelle Praxis, sondern zu-

7) Insofern denke ich, die Kolleginnen an der Universität Egalia, die vor einiger Zeit anlässlich der Zuordnung von Veranstaltungen zu Lehrgebieten die Ansicht vertraten, ‚Männer' sollten keine Geschlechterforschung lehren, haben ganz Recht. ‚Gender *Studies* als Beruf' ist etwas ganz anderes als Gender zum Beruf zu machen (so wie Modells, Modedesigner oder Frauenbeauftragte es tun müssen). Umgekehrt muss man zu den Sekundärschäden der Verquickung der Geschlechterforschung mit der Frauenförderung freilich auch die Sexuierung von Frauen rechnen. Die politische Strategie, die im Frausein ein Sonderticket zum Zugang für die Geschlechterforschung behauptete, war durch und durch sexistisch – nicht so sehr, weil sie einer Handvoll Männern einmal Nachteile bescherte, sondern weil sie auch jene Frauen an Universitäten nachhaltig mit dem Stigma des Geschlechtswesens belastete, die sich erfolgreich für ganz andere Forschungsgebiete qualifiziert hatten.

meist die bevorzugten Tätigkeiten waren, die Anlass zu geschlechtlichen Sonderkategorien gaben – Anomalien im Verständnis der Mehrheitskultur, ‚*Queers*' in der aktuellen Selbstbezeichnung, sagen wir: *Gender Trouble Maker*.

Diese liegen am Rand der politisch gerahmten Geschlechterforschung, eben weil sie als Minderheiten politisch nicht so stark ins Gewicht fallen. Umso mehr wissenschaftliche Aufmerksamkeit fanden sie seit den 60er Jahren in Fächern, die ihre Fragen nicht politstrategisch, sondern forschungsstrategisch formulieren. Zuerst waren es klinische Disziplinen, Endokrinologie und Psychoanalyse, die den enormen forschungsstrategischen Wert der anderen Geschlechter erkannten. Dieser Wert liegt darin, dass erst solche Phänomene die elementare Selbstverständlichkeit aufbrechen, in der der Geschlechtsunterschied alltagsweltlich existiert.

Gerade die Lösung der durch sie gestellten lebensweltlichen ‚Rätsel' erwies sich als theoretisch hochgradig innovativ.[8] Dies begann mit einem neuen Geschlechtsbegriff – „Gender" – und einer entsprechenden Differenzierung der klinischen Forschung. Eine weitere Disziplin, die die Anomalien in den Blick nahm, war die Ethnologie. Sie befasste sich mit der sog. Genusvarianz (Williams 1988, Herdt 1994, Roscoe 1998), d.h. mit Phänomenen, die nicht bloß unseren Geschlechtsrollen zuwiderlaufen, sondern dem kulturellen Sinn unserer Geschlechterunterscheidung: eine biografisch stabile, körperbezogene Klassifikation zu stiften. In den Geschichtswissenschaften tauchten die Hermaphroditen und Transvestiten auf (Bullough/Bullough 1993, Dekker R./Van de Pol L. 1990), in der Literaturwissenschaft das ergiebige Motiv des Geschlechtertauschs (etwa: Lehnert 1994), in der poststrukturalistischen Philosophie und Kulturtheorie (Garber 1993; Butler 1991, 1995) konzentrierte man sich auf Travestie und Drag.

In der Soziologie gab es bereits seit Ende der 60er Jahre die Transsexuellen-Forschung (Garfinkel 1967, Kessler/McKenna 1978), heute macht die berufliche Geschlechtsmigration (exemplarisch: Williams 1989, Heintz u.a. 1997) einen Großteil der Soziologie der Geschlechterdifferenz aus – Grenzüberschreitungen also, etwa von Frauen in Armeen und Kampfsportarten, von Männern in Pflegeberufe oder – nehmen wir einen ganz bizarren Fall – in die Geschlechterforschung. Man möchte wissen: Was blockiert solche Migrationen, was lösen sie in den vormals geschlechtsexklusiven Milieus aus?[9] Und welche Produktivitätsschübe bringt die Ersetzung heimeliger Homosozialität durch gegengeschlechtliche Konkurrenz?

In der politisch gerahmten Geschlechterforschung kommen die Phänomene gar nicht vor, die Anlass zur Etablierung der Kategorie Gender gaben. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass innerhalb der geschlechtlichen Fraktionierungslogik, die die Geschlechterforschung selbst zerteilt, die *Queers* in ein eigenes Feld abgedrängt wurden – die Queer Studies (Kraß 2003)

8) Diese Fruchtbarkeit des Marginalisierten ist in der Soziologie natürlich nicht unbekannt. An den Rändern der Gesellschaft finden sich oft Laboratorien für Zukünftiges. Deviante Lebensstile gehören neben technologischen und künstlerischen Entwicklungen zu den lebensweltlichen Realexperimenten, mit denen sich Gesellschaften laufend erneuern. Und weil es ihre bevorzugten Innovationszonen sind, kann es auch fruchtbar sein, wenn sich das Denken an der Devianz infiziert.

9) Zu dieser Frage seien ein paar Eindrücke aus einer eigenen, seit etwa 15 Jahren laufenden Erhebung mitgeteilt. In der Geschlechterforschung kommt es wie bei der Offizierin oder dem Pfleger u.a. zu Klassifikationsproblemen. Sie bestehen hier darin, dass ein ‚Mann' weder als Förderer noch als Gegner auftritt, sondern als KollegIn und KonkurrentIn. Zweideutigkeit herrscht denn auch in der politischen Wahrnehmung: Ist ein ‚Mann' auf einer Professur für Geschlechterforschung nun ein Inbegriff des *backlash*, eine männliche Eroberung eine der wenigen doch für Frauen reservierten Führungspositionen, kurz: eine ultimative Niederlage des Feminismus. Oder handelt es sich um einen späten Erfolg der Frauenbewegung, nun auch ihre ‚Söhne' an die Geschlechterforschungsfront zu bringen? Probieren wirs mal mit Ambiguitätstoleranz, lassen wir die Frage offen.

– das sie nun auch als Eroberungen ihrer jeweiligen sozialen Bewegungen reklamieren. Die politisierte Geschlechterteilung wird hier um eine weitere Teilung ergänzt – die von Normalen und Unnormalen – und die reifizierende Verwendung beider zur Organisation der Forschung garantiert erneut, dass ihr Zusammenspiel gerade nicht beobachtet werden kann: dass nämlich die Aufrechterhaltung der Geschlechterunterscheidung auf eine Marginalisierung jener Lebensstile angewiesen ist, die sich ihr nicht fügen.

Dabei ist es aus der Sicht der Forschung erneut ganz gleichgültig, wer den forschungsstrategischen Wert der Trouble Maker ausschöpft – ob dies nun Homo-, Hetero-, Bi-, Trans- oder Asexuelle sind. Aus der Sicht der marginalisierten Lebensstile macht es dagegen einen politischen Unterschied, wie weit sie in ihrer Selbstbehauptung von autoritativen Diskursen nur protegiert werden oder diese selbst mitformulieren. Die szientistische Objektivierung (etwa in klinischen Fächern) und die politische Selbstbehauptung arbeiten dabei gleichermaßen mit einer vorsoziologischen Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft. Soziologisch haben wir zu akzeptieren, dass die Gender Trouble Maker Spiegel sind, die die zeitgenössische Gesellschaft sich selbst vorhält. Sie gibt nicht nur Medizinern den Auftrag, ‚diese Individuen' zu benennen, zu identifizieren und zu behandeln, sie gibt auch diesen Personen einen Auftrag, andere Formen von Geschlecht zu artikulieren, bringt sie zum Sprechen, treibt sie auf Bühnen, in Talkshows und in Autobiografien (Runte 1996), lässt sie leiden und kämpfen als eine unfreiwillige Avantgarde. Dies ist eine der Lektionen Michel Foucaults für die Gender Studies.

Die Utopie einer Multiplikation von Geschlechtern (wie sie etwa von Judith Butler aufgegriffen wird) macht dagegen genau jenen ‚queeren' Schritt in die Politisierung geschlechtlich diziplinierter Lebensstile, der ein kultursoziologisches Verständnis ihrer Entstehung, ihrer Historizität und ihrer Verschränkung mit der Mehrheitskultur verstellt. Die Politisierung der Differenz von normal und unnormal ist *soziologisch* genauso unsinnig wie die Separierung von Queer Studies und Gender Studies: Die Kategorie ‚gender' wurde überhaupt erst durch queere Phänomene begründet und das Thema des devianten Begehrens ist konstitutiv für die europäische Form der Geschlechterunterscheidung. Insofern ist *‚happy together'* (Degele 2003) eine gute Maxime.

Wie auch immer dieses politische Spiel ausgeht, entscheidend für das Fortkommen der Forschung waren die theoretischen Innovationen und hier muss ich mich auf eine Andeutung beschränken. Die entscheidende epistemologische Differenz von Gender Studies und Frauen-und-Männerforschung liegt darin, das Geschlecht nicht als eine Eigenschaft des Menschen vorauszusetzen, sondern von diesem zu dezentrieren. Die Gender Studies haben diesen spezifischen ‚anthropologischen Schlaf' (Foucault 1971: 410) beendet und eine neue grundlagentheoretische Vorstellung vom Geschlecht etabliert, die um nichts kontraintuitiver und alltagsferner ist als die biologische Vorstellung, das Geschlecht sei in den Mikrostrukturen jeder unserer Zellen verankert. Die Gender Studies verstehen das Geschlecht nämlich als einen kulturellen Prozess: als ein Zeichengeschehen performativer Akte oder als eine soziale Praxis. Ihre theoretische Pointe ist, dass die Geschlechterunterscheidung, um als soziales Phänomen überhaupt bestehen zu können, durch Praktiken hindurch artikuliert werden muss, und d.h. auch durch den Körper hindurch.

Insofern geht es den Gender Studies nicht einfach um Männer und Frauen, es geht ihnen um die Unterscheidung von Männern und Frauen;[10] es geht ihnen nicht primär um die sozialen Beziehungen von Geschlechtern, sondern um die semantischen Beziehungen aller möglichen kulturellen Objekte mit dem am Menschen gemachten Geschlechtsunterschied: Namen, Charakterzüge, Tätigkeiten, Artefakte, Schreibweisen usw. Gender ist dieses Gewebe, in dem Männer und Frauen als Phänomene erst aufscheinen können.

Was mit den Trouble Makern in die kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung kommt, ist also zum einen ein genuin kulturwissenschaftlicher Begriff von ‚Geschlecht' (gender), zum anderen ist es *zugleich* eine Differenz von Perspektiven, die für die Organisation der Geschlechterforschung heute noch wichtiger geworden ist als die Unterscheidung von sex und gender: die Umstellung von einer Beobachtung zahlloser Phänomene *mithilfe* der Geschlechterunterscheidung auf eine Beobachtung der Geschlechterunterscheidung *als* bemerkenswertes *Phänomen.*

Abbildung 1: Paradigmendifferenzierung in der Geschlechterforschung

	sex	gender
Beobachtung *mit* der Geschlechterunterscheidung		
Beobachtung *der* Geschlechterunterscheidung		

2.2. *Gender Indifferenz*

Eine Forschung, die wie die Frauen-und-Männerforschung mit einer konstant gehaltenen Unterscheidung arbeiten muss, hat neben der Frage, wie eigentlich unterschieden wird, noch einen zweiten blinden Fleck: die mögliche Irrelevanz ihrer eigenen Unterscheidung in ihrem Gegenstandsbereich (Hirschauer 1994, Pasero 1994). Die Möglichkeit also, dass jene Unterscheidung, die für die Forschung konstitutiv ist, für eine soziale Praxis auch ganz nebensächlich, bedeutungslos und uninteressant sein kann. Für die Wahrnehmung dieser Option ist es ein epistemologisches Problem, dass die Geschlechterunterscheidung so leicht zur Beobachtung genutzt werden kann. Die Geschlechterforschung schöpft methodisch immer schon 'aus dem Vollen' der lebensweltlichen Präkonstruktion ihres Gegenstandes. Sie kann mühelos anschließen an die Kulturtechniken der öffentlichen Verfügbarmachung von Geschlecht in körperlichem Auftreten und sprachlichen Bezeichnungen. Wo immer Personen als Akteure in Erscheinung treten, können Beobachter ihre Geschlechtszugehörigkeit – zumindest rechnerisch – in Anschlag bringen. Sie können dies ebenso (aber schon weniger leicht) in Bezug auf Ethnizität, Alter, Körpergröße, Gewicht, Konfession und Parteizugehörigkeit. Die Frage, wo welche Differenz sinnvollerweise veranschlagt wird, muss jedoch, wollen die Gender Studies eine empirische Wissenschaft sein, von den Relevanzen einer sozialen Praxis her entschieden werden. Sonst verschwinden soziale Phänomene einfach zwischen den kontingenten Differenzierungslinien wissenschaftlicher Unternehmungen.

Dieser blinde Fleck wurde und wird von der Frauen-und-Männerforschung zweifach geschützt. Zum einen mit einem politischen Tabu: Das Thema der Geschlechtsneutralität wird unter Ideologieverdacht gestellt – als eine der bekannten Erscheinungsformen des Androzen-

10) Dass Frauen und Männer an den ‚Rand' der interessierenden Phänomene einer auf ihre Unterscheidung gerichteten Forschung rücken, wird übrigens ganz unterschiedlich rezipiert: Was für die einen ein Angriff auf die Bedeutsamkeit ihrer Geschlechtszugehörigkeit ist, ist den anderen eine Entlastung ihrer Person vom Frau- oder Mannsein. Interessanter ist die Frage nach dem methodischen Umsetzen dieser Dezentrierung. Dies ist eine komplexe Frage, die ich an anderer Stelle erörtern werde. Es ist jedoch keineswegs so, dass die Voraussetzung von Männern und Frauen als „naiv gewordene Annahme... unerlässlich" ist (Degele 2003: 100). Ein Beispiel ist die in der Schulforschung praktizierte Umstellung der Frage nach dem Verhalten von Mädchen und Jungen zur Frage danach, wie Kinder im Spiel, im Unterricht etc. die Geschlechterunterscheidung einsetzen oder aussetzen (Breidenstein/Kelle 1998).

trismus[11]; zum anderen mit der theoretischen Behauptung einer Omnirelevanz von Geschlecht als Strukturkategorie von Gesellschaften.[12] Auch diese These ist eigentlich nur im Rahmen eines politischen Agenda Settings zu verstehen, soziologisch ist sie nicht haltbar. Gerade moderne Gesellschaften sind in Bezug auf die Geschlechterdifferenz durch ein Nebeneinander von Gleichheitsnormen und hartnäckiger Geschlechtsdifferenzierung, von geschlechtsneutraler Individualität und sexuierter Subjektkonstitution gekennzeichnet und auch von einer Konkurrenz mit vielen anderen Unterscheidungen (Hirschauer 2001, Pasero/Weinbach 2003). Wir leben nicht in einer Genusgesellschaft.

Bei der Gender Indifferenz geht es um zwei Aspekte. Der erste ist die Brechung der Geschlechterunterscheidung durch andere Differenzen. Schon die Artikulation der ‚anderen Frauen' hatte die Annahme zweier weltumspannender Kollektive zugunsten der Vorstellung sich kreuzender Differenzen aufgelöst. Nun ist diese Modellvorstellung aber nicht nur eine Frage des Stimmengewichts in einer *rainbow coalition*, sondern eine analytische Herausforderung. Sie besteht darin, dass es Frauen und Männer sozusagen nie ‚in Reinform' gibt, sondern nur als vielfach gebrochene soziale Typen (immer nur ‚in Flexion' wie Barry Thorne (1993) mit einer grammatischen Metapher sagt), etwa in Kombination mit dem Alter (z.B. Junge, Girlie, Greis), mit Verwandtschaft (Tochter, Vater, Schwiegersohn), mit Klasse (etwa Dame, Kerl, Schlampe) und natürlich mit allerlei Charakterzuschreibungen (Biest, Macho, Memme, Luder, Loser usw.). Eine Forschungslinie, die sich genau auf diesem Wege von der Frauenforschung zu den Gender Studies entwickelt hat, ist die Soziolinguistik der Geschlechterdifferenz, die sich von der Suche nach zwei geschlechtsexklusiven Sprechstilen zur Untersuchung des Zusammenspiels unterschiedlicher sozialer Differenzen von wechselnder Relevanz in Sprechhandlungen wandte (Günthner 1992, Kotthoff 2002).

Der zweite Aspekt der Gender Indifferenz ist die vollständige Überlagerung und Verdrängung des durch die Geschlechterunterscheidung gesetzten Themas. Die Herausforderung liegt hier darin, festzustellen, wann und wo genau die Geschlechterdifferenz denn ins Spiel gebracht wird, und wie sie wieder aus dem Spiel genommen wird. Und durch wen oder was geschieht das: durch welche Akteure (Arbeitgeber, Mütter, Filmemacher?) und welche Mechanismen (Rechtsdiskurse, Sequenzierungsregeln, Interaktionsskripte?). Hierin liegt eine Präzisierungsanforderung: Es gilt, kulturelle Praktiken danach zu differenzieren, wie hartnäckig sie an der Geschlechterunterscheidung festhalten bzw. wie flexibel sie auf andere Unterscheidungen umstellen. Wie flexibel sind politische Diskurse, Wirtschaftsunternehmen, Paarbeziehungen? Und welche Praxis ist noch so hartnäckig im Einsatz der Geschlechterunterscheidung wie die Frauen-und-Männerforschung?

Was das Thema der Geschlechtsneutralität in die Gender Studies bringt, ist eine methodische Restriktion und Reflexion ihres eigenen Umgangs mit der Geschlechterunterscheidung. Susan Bordo sprach 1990 von *Gender Scepticism*. Sie bezeichnete damit den ersten Zusammenbruch in das Vertrauen des analytischen Potentials der Geschlechterunterscheidung unter dem Eindruck der Kritik am *white-middle-class feminism*. Das Thema der Geschlechts-

11) Eben diese Zurechnung der Geschlechtsneutralität auf eine Eigenschaft von Personen (Männern) ist mit einem Praxisbegriff der Geschlechterdifferenz aber bereits ausgeschlossen (s. Hirschauer 2001).

12) Trotz der politischen und theoretischen Verdrängung der Geschlechtsneutralität gab es natürlich auch in der Geschlechterforschung seit den 80er Jahren gelegentliche Thematisierungen von Problemen des blinden Flecks: Sarah Matthews (1982) kritisierte eine beständige Zurechnung aufs Geschlecht, ohne dass der Effekt anderer Variablen kontrolliert worden sei. Margit Eichler (1980) zählte zu den Phänomenen des ‚sexism in research design' die laufende Assimilation innerhalb der Geschlechtsklassen und die Dissimilation zwischen ihnen. Carol Hagemann-White (1984) kritisierte die Fragestellung nach Unterschieden zwischen Frauen und Männern als eine Reifikation, die in der „Logik des ‚Gegners'" verharre.

neutralität ist aber noch in einer zweiten feministischen Tradition vorgezeichnet: dem Egalitarismus. Solange die Geschlechter ontologisch vorausgesetzt wurden, stritt man um ‚Gleichheit oder Differenz', werden sie dagegen praxeologisch aufgefasst, geht es darum, ob ihre Unterscheidung stattfindet oder nicht. Diese Frage verpflichtet empirisch auf das, was die Leute tun und wichtig nehmen und nicht das, was die Beobachterinnen für wichtig halten. Und sie hält dazu an, nicht dort ‚Geschlechterforschung' weiterzutreiben, wo sich andere soziale Differenzierungen als wirksamer erweisen. So flexibel wie Gender in und außer Kraft gesetzt wird, müssen sich auch die Gender Studies verhalten. Es heisst nicht ‚Genderology': ‚Studies' brauchen Ergebnisoffenheit, Neugier und Überraschungsfähigkeit. In ‚studies' hat die Geschlechterdifferenz eine Chance, als Gegenstand ebenso temporär und lokal aufzutauchen wie zu verschwinden und letzteres, ohne dass dies als Scheitern gelten müsste.

Einer der Vorteile, den die Gender Studies dadurch gewinnen, ist ein erheblicher Elastizitätsgewinn bei der Ansiedlung in den Disziplinen, in denen sie betrieben werden. Gerade in einem nur schwach disziplinär konturierten Gebiet muss es darum gehen, einen Gegenstand zu umgreifen. Das geht nur, wenn man ihn mit anderen vergleicht (s. schon Tyrell 1986), wenn man ihn einträgt in abstraktere Themen, wenn man ihn auch zurücktreten lassen kann hinter fallweise angemessenere Thematisierungen, wenn man ihn also mit seinem ganzen (enormen aber begrenzten) Gewicht einfügen kann in einen vorhandenen und weiterzuentwickelnden Wissenskorpus.

2.3. Sex Studies

Die dritte Grenze der Gender Studies sind die Sex Studies. Das Verhältnis der kultur- zur naturwissenschaftlichen Geschlechterforschung hat eine Reihe von historischen Wandlungen durchgemacht. Lange stützten sich die Kulturwissenschaften zu ihrer argumentativen Entlastung auf biologisches Wissen – im 19. Jh. als eine Erklärungsressource, im 20. Jh. zunächst als eine Eingrenzung ihres Untersuchungsfeldes – seit den 60er Jahren jedoch zunehmend zu ihrer Profilierung. Die naturwissenschaftliche Geschlechterforschung wurde zum identitätsstiftenden Gegenüber der Gender Studies. In die ursprüngliche Formulierung des Begriffs Gender gingen gleich zwei strategische Aspekte ein: die Abgrenzung professioneller Kompetenzbereiche zwischen somatischer und psychosomatischer Medizin (Stoller 1968), und – in der Frauenforschung (Oakley 1972, Rubin 1975) – die Abgrenzung des biologisch Gegebenen vom sozial Kontingenten. Die Frauen-und-Männerforschung konstituierte sich auch in Opposition zu Erkenntnisansprüchen, die als ‚biologische Übergriffe' auf kulturwissenschaftliches Terrain empfunden wurden. Eben diese klare Demarkationslinie zwischen sex und gender ist seit den 90er Jahren zusammengebrochen.

Zunächst sind die ‚biologischen Übergriffe' natürlich keineswegs eingestellt worden. Es gibt inzwischen biologische Kultur- und Literaturtheorien, etwa der Soziobiologie und der Evolutionären Psychologie (s. Brockmann 1996, Vowinckel 1995, Pinker 1998). Und nicht nur biologische Deutungsmuster erfreuen sich alltagsweltlich und wissenschaftlich großer Beliebtheit, auch biomedizinische Technologien üben einen massiven Einfluss auf die kulturelle Definition der Geschlechterdifferenz aus: In den Technosciences wird ‚Natur' *und* Gesellschaft koproduziert.

Vor diesem Hintergrund findet nun eine Neujustierung des Verhältnisses von kultur- und naturwissenschaftlicher Geschlechterforschung statt. Angesichts der schieren Mächtigkeit und der technischen Erfolge der Naturwissenschaften haben die Gender Studies bislang primär mit zwei Rückzügen reagiert. Der erste waren die Anläufe zu einer feministischen Erkenntnistheorie (etwa: Harding 1991), die sich in bewährter politischer Attitüde auf ‚Kritik' konzentrierte, und sich so mit der Rolle eines zürnenden Zaungastes der Wissenschaft beschied. Der zweite Rückzug wurde in den Gender Studies gar nicht als ein solcher erlebt, im

Gegenteil. In einer fulminanten philosophischen Dekonstruktion der ontologischen Annahmen der Geschlechterforschung demonstrierte Judith Butler (1991, 1995), dass die sex/gender-Unterscheidung selbst das Feld des sex impliziert naturalisiert. Die Unterscheidung wurde daraufhin sozusagen ‚im Handstreich' eingezogen, und die Entgrenzung der Kategorie Gender als Befreiungsschlag inszeniert und genossen als handle es sich um eine politische Großtat. Diese hochgestimmte Subsumtion von sex hatte freilich das Manko, dass hier ein Maximum an kulturwissenschaftlichen Claims auf den Körper mit einem Minimum an argumentativer Deckungsreserve verknüpft war. Der Preis für die radikale Geste war ein linguizistischer Rückzug auf einen Kern der Kulturwissenschaften, der die Herausforderung einfach leugnet, die der Körper für sie bedeutet. Naturwissenschaftliche Tatsachen sind nicht bloß Ideologeme, sie entstammen vielmehr den materiell und personell bestausgestattetsten kulturellen Praktiken, die sich unsere Gesellschaft zur Instituierung ihrer sozialen Tatsachen leistet. Ihre Behandlung als bloßes Ideologem beruht auf einer krassen Verkennung des Gewichts, das diese Körper haben.[13] Butlers Diskurs verharrte noch ein letztes Mal in der *Opposition* zu biologischen Tatsachen. Erste Schritt zu ihrer kulturwissenschaftlichen *Rekonstruktion* haben andere AutorInnen getan, die von Abwehr und Kritik auf Beobachtung und Analyse umstellten.

Gewissermaßen in Gegenrichtung zu den biologischen Kulturtheorien haben die Gender Studies nämlich umgekehrt begonnen, biologisch besetzte Phänomene mit ihren Denkmitteln zu rekonstruieren: in einer Geschichte und Soziologie des Körpers. Ein Teil der Gender Studies ist zugleich Science Studies, also historische, soziologische und ethnografische Forschung über die Naturwissenschaften, sagen wir mit Joan Scott (2001: 53): *social studies of sexual difference*. AutorInnen wie Thomas Laqueur (1992), Londa Schiebinger (1993) oder Emily Martin (1987) zeigten, dass sich in den biologischen Theorien über den Geschlechterunterschied die historischen und zeitgenössischen Geschlechterbeziehungen widerspiegeln. Man kann den Gebrauch biologischen Wissens als alltagsweltliche Deutungsmuster studieren (etwa wenn sich Eltern sozialisatorische Misserfolge zu ‚erklären' haben), aber auch umgekehrt den Gebrauch alltagsweltlicher Deutungsmuster in den Laboratorien: die lebensweltliche Interpretativität naturwissenschaftlicher Fakten. Und schließlich lässt sich auch das biologische Forschen selbst als eine kulturelle Praxis untersuchen, die als solche bruchlos neben Schreib- und Darstellungsstilen, Paarbildungsregeln und Dominanzposen steht. Auch die Zentrifugierung einer Laborprobe ist performativ. Bemerkenswert an dieser kulturellen Praxis ist, dass sie eine ‚Natur' der Geschlechterdifferenz wesentlich dadurch schafft, dass sie sie in (auf den ersten Blick) sozial ‚bereinigten' Räumen zum Vorschein kommen lässt: in Laboratorien. Diese hochtechnisierten Räume gehören zu den materiellen Voraussetzungen der Mächtigkeit einer Demonstration sozial unkontaminierter Tatsachen. Und sie sind wohl auch verantwortlich für die Besonderheit der kulturellen Konstruktion von ‚sex' im Gegensatz zu ‚gender': Anders als die in mehrdimensionale Typisierungen eingelassenen Ge-

13) Die Historikerin Joan Scott (2001) sieht diese Weigerung, sich auf den Körper einzulassen, mit Recht als grundlegende Schwäche des Konzepts ‚Gender' und beklagt das Versäumnis von KulturwissenschaftlerInnen, sich mit der Autorität der Naturwissenschaften wirklich auseinanderzusetzen. In der Tat haben das seit den 80er Jahren primär Kritikerinnen *innerhalb* der Biologie getan, etwa Anne Fausto Sterling und Donna Haraway. Bei Butler ist die kulturwissenschaftliche Geringschätzung des Körpers bereits tief in den Grundlagen der Diskurstheorie angelegt. Helga Kotthoff (2002: 5) hat auf den zentralen Konstruktionsfehler in Butlers Begriff des Performativen hingewiesen. Er liegt darin, dass sie die Theatralität des Alltagshandelns nach dem Modell von Austins Sprechakttheorie bestimmt, einer Theorie, die das Handeln ohne Körper konzipieren kann, weil dieser beim Sprechen eine vergleichsweise triviale Rolle spielt. Eben dies ist aber in der weitgehend nonverbalen, also ‚pantomimischen' Kommunikation von Geschlecht im Alltag gerade nicht der Fall (s. Hirschauer 1994): Ein wesentlich wortlos konstituiertes Phänomen lässt sich nicht sprechakttheoretisch rekonstruieren. (S. zu diesem zeichentheoretischen Einwand auch schon Landweer 1994).

schlechtskategorien werden die das Geschlecht symbolisierenden Körpersubstanzen maximal *purifiziert*: Unsere Laborproben sind sexuelle Destillate unserer sozialen Existenz.

Die kulturwissenschaftlichen Untersuchungen unserer eigenen Ethnobiologie zeigen die Naturwissenschaften als eine Institution, die körperliche Phänomene verstehbar macht und mit Bedeutung versieht. Eine politische Kritik der Naturalisierung von Geschlecht durch die Naturwissenschaften ist dabei völlig obsolet. Naturalisierung ist der *Job* von Naturwissenschaftlerinnen und es ist die Aufgabe der Gender Studies *ihren* Job zu tun.[14]

Die kulturwissenschaftliche Öffnung der Laboratorien hat nichts mit Interdisziplinarität oder gar einer ‚dritten Wissenschaftskultur' zu tun. Vielmehr ist mit der Zersetzung der Unterscheidung von sex und gender die mit ihr eingehegte *Konkurrenz* zu den Naturwissenschaften neu eröffnet. Und Konkurrenten muss man viel ernster nehmen als Opponenten. Man muss ohne ‚Verwerfung' ihrer Diskurse und Forschungspraktiken auskommen. Dieser neue Blick auf die sex studies als Konkurrent und nicht Opponent bringt in die Gender Studies eine Veränderung ihres Selbstverständnisses als Wissenschaft und zugleich einen Zwang zur theoretischen Profilierung ihres Verständnisses als *Kultur*wissenschaft. Die Gender Studies sind jenes Forschungsfeld, das die ursprünglich biologische Frage der Geschlechterdifferenzierung zu einer Frage kulturwissenschaftlicher Grundlagenforschung gemacht hat. Sie sind eine Wissenschaft von der Geschlechterunterscheidung, die mit den Naturwissenschaften um die Beantwortung der Frage konkurriert, was das Geschlecht überhaupt ist: eine natürliche Tatsache unserer Organ- und Zellstrukturen, auf der kulturelle Institutionen aufruhen? oder eine sinnhafte und historische Praxis, in die u.a. auch Körper eingelassen sind? Was beide Unternehmungen *teilen*, ist die Suche nach einer Grundlagentheorie der Zweigeschlechtlichkeit. In dieser Ambition unterscheidet sich eine Analyse von kulturellen Codes nicht von einer Analyse genetischer Codes.

Die Unterscheidung von sex und gender kann dabei keine ontologisch unabhängigen Domänen mehr bezeichnen. Sie trennt auch längst nicht mehr das natürlich gegebene vom politisch Kontingenten. Was sie aber nach wie vor bezeichnet, sind zwei deutlich verschiedene Wissenschaftskulturen – professionelle Kompetenzbereiche mit sehr geringer Überschneidung. Vermutlich ist diese Differenzierung sogar noch um einiges stabiler als die Geschlechterdifferenzierung: Die Unterscheidung von ‚Kultur' und ‚Natur' wird allen technischen Irritationen und philosophischen Einwänden zum Trotz *im Gegenstandsbereich* der empirischen Kulturwissenschaften gehandhabt. Insofern haben die Gender Studies noch einige Zeit, sich damit zu arrangieren, dass ihnen der stützende Gegenbegriff ‚sex' abhanden gekommen ist. Gender wird dadurch selbst ein frag-würdiger Grundbegriff der Gender Studies (so wie die ‚Gesellschaft' für die Soziologie, die ‚Ethnien' für die Ethnologie). Zumindest in Deutschland kann man dann freilich auch aufhören, die angelsächsischen Kolleginnen um so schöne Begriffe wie *gendering* und *genderization* zu beneiden, und statt dessen über die evtl. Nützlichkeit des deutschen Wortes ‚Geschlecht' nachdenken.

14) Dabei empfiehlt es sich, unabhängig von allen postpositivistischen Einsichten in den durch und durch sozialen Charakter von Wissenschaft, den wissenschaftlichen Diskurs als gesellschaftlich anerkanntes Register der Artikulation sozialer Tatsachen klar vom politischen Diskurs zu scheiden. Gerade angesichts von Einrichtungen, denen man kulturell zuschreibt, sozial unkontaminierte Tatsachen zur Erscheinung zu bringen, müssen auch die Gender Studies ihren Willen zum Wissen vereindeutigen: sie müssen rückhaltlos objektivieren, d.h. ihren Gegenstand herstellen, – ob sie nun an ‚Objektivität' glauben oder nicht.

3. Gender Studies als Geschlechtsdifferenzierungsforschung

Rekapitulieren wir, wie die Beobachtung ihrer systematisch gemiedenen Grenzen den Gender Studies eine Einheit gibt und sie im Feld der Geschlechterforschung platziert.

Der lebensweltliche Sockel aller Geschlechterforschung ist eine gewaltige Produktion von Alltagswissen über Geschlechtsunterschiede: ein praktisches Wissen über die Darstellung und Zuschreibung von Geschlechtszugehörigkeit, ein normatives Wissen über Eigenschaften und Verhaltenserwartungen (Stereotype) – und ein unerschöpfliches deskriptives Wissen aus laufenden Vergleichen von Männern und Frauen, ein Wissen aus dem alltäglichen Einsatz der Geschlechterunterscheidung also. Bemerkenswert an diesen Wissensbeständen ist, wie stark wir sie mit Gewissheit versehen: Wir können noch so oft auf empirische ‚Falsifikationen' stoßen, die Klassifikation stimuliert dennoch eine laufende Generalisierung von Einzelfällen.

Innerhalb dieser Wissensproduktion gibt es die autoritativen Diskurse und Praktiken der Geschlechterforschung. Sie findet in fast allen Disziplinen statt und es handelt sich auch in erster Linie um Beiträge zu Einzeldisziplinen (die Tranchen in der Abbildung), die einfach nebeneinander stehen können. Die Fragestellungen auf dieser Ebene sind ebenfalls hinreichend unterschiedlich, um auch jene Unterscheidung aufrechtzuhalten, die die Geschlechterforschung organisiert: die von sex und gender, also die Differenzierung zweier Wissenschaftskulturen.

Die kulturwissenschaftliche Seite sei als ‚Frauen-und-Männerforschung' bezeichnet. Ich verwende diesen Begriff an dieser Stelle rein deskriptiv: als Forschung über Frauen, über Männer und über ihre Beziehungen (daher die Bindestriche). Mitgemeint sind hier sowohl alle wissenschaftlichen Einsätze der Geschlechtskategorien als Variablen (etwa in der Demografie) als auch die Frauenforschung und Männerforschung im engeren Sinne, also jene Forschung, bei der es zum politischen Programm gehört, dass die Forschungssubjekte Frauen oder Männer sind – (etwas, das NaturwissenschaftlerInnen, etwa eine Urologin oder Andrologin, übrigens kaum verstehen würden).

Innerhalb dieses weiten Feldes der Geschlechterforschung gibt es dann eben jene Forschungsrichtung, die die Geschlechterunterscheidung nicht zur Wissensproduktion *einsetzt*, sondern zum *Thema* hat: die Geschlechtsdifferenzierungsforschung. Die Gender Studies sind ihr kulturwissenschaftlicher Zweig und müssen die gesamte gesellschafliche Wissensproduktion über Männer und Frauen (einschließlich die der Wissenschaften) in den Blick nehmen, d.h. sie haben einen engen Blickwinkel auf ein sehr weites Feld. Erst in dieser, stärker spezialisierten, Forschung verändert sich auch die disziplinäre Organisation. Zum einen stellen sich transdisziplinäre Fragen zwischen kulturwissenschaftlichen Fächern, etwa zwischen Ethnologie und Soziologie, Wissenschaftsgeschichte und Philosophie, Linguistik und Kognitionswissenschaft usw. Zum anderen wird erst hier die Trennlinie zwischen sex und gender brüchig, d.h. theoretisch problematisch.[15]

Welche Fragen stellen sich die Gender Studies? Und wie reorganisieren diese Fragen die drei Zentralprobleme aller kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung: Ungleichheit, Heterosexualität und Differenz? Zu den Leitfragen der Gender Studies gehören die folgenden: Welche kulturellen Praktiken und Diskurse unterscheiden Personen dichotom und unkündbar so, dass sie zum einen nach ihrer Unterscheidung wieder paarweise aufeinander verpflichtet werden und zum anderen in vielfach asymmetrische Lebenslagen geraten? Wie sind diese Diskurse und Praktiken eingebettet in andere Formen sozialer Differenzierung, die sie verstärken oder abschwächen können? Wie sind sie eingenistet in Prozesse der Subjektkonstitution? Was also macht sie biografisch, kognitiv und emotional so schwer hintergehbar? Und wie wird eine Unterscheidung, die sich primär auf Personen richtet, durch die Assoziati-

15) Die Geschichte der Geschlechtsdifferenzierungsforschung ist noch zu schreiben und ihre Anfänge werden natürlich verschieden datiert werden. Eine geläufige Charakterisierung lässt die Gender Studies Ende der 80er Jahre in den USA ‚beginnen', zeitgleich mit einer Umetikettierung der Geschlechterforschung im Zuge der sog. ‚zweiten Welle' der (post)feministischen Theorieproduktion. Damit ist ein Aufschwung der Sprach- und ‚Kulturwissenschaften' (im engeren Sinne) verknüpft, ein Generationenwechsel im politischen Milieu, und der Name von Judith Butler. Diese Charakterisierung wird freilich gerne zu einer feministischen Erfolgsgeschichte verklärt, etwa wenn Nina Degele kürzlich (in dieser Zeitschrift) formuliert: „So kam es erst im Zuge eines Vorpreschens durch die Frauen- und Geschlechterforschung zu einer nachhaltigen Entnaturalisierung der Kategorie Geschlecht" (2003: 96). Dies ist sicher nicht der Fall, da die Frauen- und Geschlechterforschung wie gesagt gerade auf die Reifikation von Geschlecht angewiesen war und auch ganz unvermeidlich weiterhin ist. Schaut man etwas gründlicher nach den intellektuellen Wurzeln der Gender Studies, sind andere Wegmarken zu setzen: die ersten Entkopplungen eines kulturellen vom biologischen Geschlecht in den philosophischen bzw. ethnologischen Arbeiten von Simone de Beauvoir und Margaret Mead (beide 1949), die Differenzierungen von sex und gender in der klinischen Forschung der 50er und 60er Jahre (Stoller 1968), die soziologische Untersuchung der Performativität von Geschlecht seit den 60er und 70er Jahren (Garfinkel 1967, Goffman 1977), die ethnologischen Studien zur Kontingenz der Geschlechtsklassifikation seit den 80er Jahren (Ortner/Whitehead 1981), und die Historisierung von Geschlecht und Sexualität durch Michel Foucault in den 70er und 80er Jahren (1977, 1998).

on mit Räumen, Tätigkeiten, Sprachstrukturen und kulturellen Objekten aller Art aufrechterhalten?

Wohin führt es, solche Fragen zu stellen? Wozu also Gender Studies? Eine erste Antwort lautet: um eine Unterscheidung konzeptuell in den Griff zu kriegen, die lange zum blinden Fleck der Wissenschaftsgeschichte gehörte, weil die Wissenschaft – wie andere Professionen – in ihrer Sozialorganisation massiven Gebrauch von der Geschlechterunterscheidung machte. In diesem blinden Fleck haben sich kulturelle Reifikationen halten können, die zum Erbe des 19. Jh.s gehören und deren Auflösung man als Programm der Gender Studies begreifen kann. Es sind vor allem drei nach wie vor tiefsitzende alltagsweltliche Überzeugungen, die nach einer ‚nachhaltigen' kulturwissenschaftlichen Rekonstruktion verlangen.[16]

Die erste ist die Überzeugung, dass es sich beim Geschlecht um eine *natürliche* Eigenschaft handelt. Es geht um eine Verschiebung des ontologischen Rahmens zu einer Kulturalisierung der Geschlechterdifferenz, einschließlich einer empirischen Rekonstruktion ihrer Naturalisierungen. Diese Zielsetzung ist zugleich gewissermaßen eine historische Bewegung zurück: von den massiven Biologisierungen des 19. Jh.s zurück zum Geschlecht als Kategorie des sozialen Standes wie sie etwa Ute Frevert (1995) beschrieben hat. Heute findet diese Verschiebung wie gesagt als ein Wettlauf zweier Wissenschaftskulturen um die Definition *und* die Auflösung der Geschlechterdifferenz statt: entweder im Medium von Körpertechnologien, oder im Medium akademischer Sprachspiele (Hirschauer 2004). Konkurriert wird um öffentliche Aufmerksamkeit, um Definitionsmacht, aber auch um Lebensstile: Invitrofertilisation oder soziale Elternschaft, homosexuelle Gene oder Optionen der Partnerwahl, kosmetische Operationen oder ästhetische Pluralisierung, ‚Geschlechtsumwandlung' oder Ambiguitätstoleranz.

Die zweite Erbschaft ist die Überzeugung, das Geschlecht sei eine *weibliche* Eigenschaft: die semantische Fixierung von Frauen und Geschlecht aufeinander. Thomas Laqueur (1992) hat demonstriert, dass davon über fast zwei Jahrtausende hinweg keine Rede sein konnte. Das kanonische Geschlecht und der kanonische Körper waren männlich, erst das 19. Jh. fand das Geschlecht ausschließlich in den Frauen wieder. Die Entwicklung der Gender Studies ist eine wissensgeschichtliche Dekonstruktion der Behauptung, dass die Frau das Geschlecht ist. Von der Pluralisierung der Frauen über die Artikulation der Männer und der Troublemaker, die ihr Geschlecht tatsächlich auf intensive Weise *sind*, bis zur theoretischen Dezentrierung des Geschlechts vom Menschen in die Praktiken, Zeichen, Artefakte und Institutionen. Etwas verstellt wird diese Auflösungsleistung freilich dadurch, dass die Gender Studies im Alltag des Wissenschaftsbetriebs ihren theoretischen Ambitionen so weit hinterherhinken. Die Sozialorganisation der Gender Studies lässt immer noch gut erkennen, dass das Geschlecht tatsächlich die Frauen sind. Es ist *ihre* Zuständigkeit, und sie sind sein ‚Stammhalter' in der Tradierung des Themas.

Die dritte Erbschaft des 19. Jh.s ist die Überzeugung, dass es sich beim Geschlecht überhaupt um eine Eigenschaft handelt: um ein selbstidentisches Etwas mit einem substantiellen Kern. In dieser Hinsicht haben sich die Gender Studies auf den Weg einer Dekomposition des Phänomens gemacht, d.h. sie haben begonnen, befremdlich zu machen, was genau mit

16) Von Nachhaltigkeit spreche ich in Entgegensetzung zu dem gewaltigen Hiatus, der sich mittlerweile zwischen einer poststrukturalistisch reflektierten Philosophie und Amateurphilosophie einerseits, und der kaum gebrochenen Wirkmächtigkeit der Alltagspraxis, des Alltagswissens und des biologischen Wissens andererseits auftut. Konstruktivistische Bekenntnisse (und insofern: ‚besseres Bewusstsein') sind heute leicht zu haben, Forschungsergebnisse dagegen, die unser aller naturalistische Überzeugungen in ihrer institutionell gesicherten Plausibilität rekonstruieren, eher Mangelware (paradigmatisch: Goffman 1977).

‚Geschlecht' einmal gemeint war. Männer und Frauen existieren als kompakte Entitäten nur am Rande des kulturellen Wissens von der Geschlechterdifferenz. In seinem Zentrum werden sie aufgelöst in ganz andere Phänomene, z.B. in Aminosäuresequenzen oder Zeichensysteme. Dies wird auch einmal Konsequenzen für die Organisation der Forschung haben. Die Gender Studies werden sich, wenn sie erfolgreich sind, wie andere Forschungsfelder in etwas anderes auflösen: z.B. in eine allgemeine Differenzierungsforschung, die ihre Fragestellungen auf Differenzbildungen als kulturelle Praxis konzentriert. Diese Entwicklung scheint vorgezeichnet, wenn man sich den alten Sinn des deutschen Wortes ‚Geschlecht' vergegenwärtigt. Es bedeutet einfach Art, Klasse oder Gattung. Was wir Geschlecht nennen, ist die vermutlich älteste Form sozialer Differenzierung und es wäre erstaunlich, wenn man in ihrem Studium nicht herausfinden würde, wie soziale Differenzierung überhaupt möglich ist.[17]

Beiträge zu dieser Dekomposition von Geschlecht stammen nicht nur aus der Soziologie, sondern auch aus der Linguistik, Geschichte und Ethnologie. Hierzu nur zwei Beispiele. Die Sprachsystemforschung in der Linguistik hat ihre alte (auf Herder und Humboldt zurückgehende und von der feministischen Sprachkritik aufgegriffene) Hypothese einer Fundierung des grammatischen Genus im ‚Sexus' seit den 90er Jahren wohl endgültig fallengelassen. Eine wissenschaftsgeschichtliche Dekonstruktion zeigt, dass das ‚Geschlecht der Wörter' eine Erfindung der Grammatiker des 19. Jh.s ist (Bußmann 1995, Hornscheidt 1998). Über diese Einsicht hinaus hat Elisabeth Leiss (1994, 1997, 2003) eine Hypothese formuliert, die für die sprachgeschichtliche Erklärung der Klassifikation von Nomen einen ganz anderen Weg weist: Das sog. Femininum entpuppt sich in einer vergleichenden sprachhistorischen Betrachtung als eine besondere Form der Pluralbildung.[18] Als das Genus erfunden wurde, ging es nicht um unser ‚Geschlecht', es ging um die Quantelung der Welt in Einzelnes und Zusammengehörendes.

Auf eine ähnliche Weise dezentriert auch die (hierzulande viel zu wenig beachtete) ethnologische Forschung unser Verständnis von ‚Geschlecht'. Wenn etwa das der Körper dem der Tätigkeiten nachrangig ist (wie in den indigenen Kulturen Nordamerikas: Tietz 2001)[19] oder wenn Personen es vermittels des Geschlechts von Äckern und Ämtern bekommen (wie in einem lateinamerikanischen Fall: Rösing 1999), oder wenn sie es im Lebenslauf wechseln, eben weil es in (verlierbaren) Körpersubstanzen besteht, in Blut und Sperma (Polinesien: Meigs 1976) – dann meint ‚Geschlecht' etwas fundamental anderes als im gegenwärtigen

17) Salvatore Cucchiari (1981) widmete dem Umstand dieses hohen Alters vor einiger Zeit ein paläoanthropologisches Gedankenexperiment, das die Geschlechterdifferenzierung ins Neolithikum datierte. Die historische Sprachforschung der Indogermanistik (Wienold 1989) schätzt das Alter der Genusdifferenzierung in Europa auf 5000 Jahre. Ein solcher Zeithorizont überschreitet natürlich die Denkgewohnheiten der Soziologie. Dies mag der Grund sein, warum Gesellschaftstheorien dazu tendieren, dem Phänomen seine Geschichte gerade zu nehmen: Pierre Bourdieus Beitrag (1990) scheint angesichts dieser Altehrwürdigkeit von aller Soziologie verlassen, und anthropologisiert das Thema zur zeitlosen ‚Herrschaft des Mannes'. Niklas Luhmann (1988) dagegen versuchte, die Geschlechterunterscheidung einfach als historisches Relikt abzutun. Es scheint schwierig, beides zusammenzudenken: den gewaltigen historischen Wandel äußerst träger Strukturen und die Quicklebendigkeit von Anachronismen.

18) Die frühen Genusklassen waren nach Leiss unterschiedliche Weisen der Bildung von Mengen (neben dem Numerus): Die späteren ‚Maskulina' sind sprachhistorisch Singulativa (die ein bestimmtes Objekt bezeichnen: „der Schuss"), die späteren ‚Neutra' im Deutschen waren ursprünglich Massennomen („das Schießen"), und zum ‚Femininum' wurde eine Form des Kollektivplurals („die Schießerei"), die sich heute noch in Begriffen wie „die Leute" oder „die Menge" findet.

19) Wo man in unserer Gesellschaft ein 'doing gender while doing the job' (Robin Leidner) feststellt – so zeigen diese ethnologischen Studien, dass die Geschlechtszugehörigkeit auch viel unmittelbarer durch die zugewiesenen Tätigkeiten bestimmt werden kann: 'doing gender *through* doing the job'.

Europa. Eine ‚Geschlechterwissenschaft' müsste sich dieser semantischen Vielfalt mit ‚Definitionen' erwehren, die den europäisch-neuzeitlichen Fall der Klassifikation von gesellschaftlichem Personal erneut gegen ‚Anomalien' aufrechterhält. Die ‚Gender *Studies*' dagegen haben zu akzeptieren, dass das Geschlecht ohne semantischen Kern in einer historischen und geografischen Varietät erfunden wird, die nur durch zwei Dinge zusammengehalten wird: durch ihre ‚Familienähnlichkeiten' im Sinne Wittgensteins (Pomata 1983) und durch ihre eigene (temporäre) wissenschaftliche Aufmerksamkeit.

4. Disziplin und Politik – eine Bilanz

Eine solche Zielsetzung der Gender Studies als einer Grundlagenforschung zu kulturellen Differenzierungen kann nicht alle Wünsche erfüllen. Was verliert, was gewinnt man mit ihr – für die disziplinäre Organisation und für das Verhältnis zur Geschlechterpolitik?

In Bezug auf die disziplinäre Organisation habe ich die Vorstellung einer ‚Superdisziplin' Gender Studies aus zwei Gründen zurückgewiesen: Erstens gehört die Geschlechterdifferenz als relevanter Forschungsgegenstand in viele Disziplinen hinein – als deren integraler Bestandteil: Die Literatur von Frauen und Männern bildet den Kanon der Literatur, die Geschlechtergeschichte gehört zur Allgemeinen Geschichte, die Geschlechtersoziologie zur Allgemeinen Soziologie. Und die Arbeit dieser Einfügung ist immer noch zu leisten. Außerdem wären die Gender Studies auch schlecht beraten, wenn sie versuchten, allen Fächern die Verantwortung dafür abzunehmen, ein Augenmerk darauf zu haben, was ihre Untersuchungspersonen alles unterscheidet. Eine Disziplin 'Gender Studies' würde das Geschlecht so zu etwas Besonderem machen wie es die Frauen gegenüber dem Allgemein-Männlichen lange genug waren. Sowohl eine eigene Disziplin als auch die Etablierung von Spezialitäten in vielen Disziplinen ist nicht einfach nur eine Anerkennung durch diese Fächer, sondern bleibt eine Externalisierung des Themas aus diesen Fächern, – ein Reservat, das sich in seiner Einhegung weiter geringschätzen lässt, und ein Fach als ganzes in seinen Kernbeständen weiter gegen die Zumutung schützt, durch die thematische Fokussierung auf die Geschlechterdifferenz verändert zu werden.[20]

Zweitens lässt erst eine Verengung des Blickwinkels Fragen und Ergebnisse der Geschlechterforschung über ihre Disziplinen hinweg und über punktuellen Austausch hinaus konvergieren. Transdisziplinäre Öffnung setzt thematische Fokussierung voraus. In diesem Sinn stiftet die Geschlechtsdifferenzierung als ein von einer (überschaubaren) Reihe von Disziplinen geteilter Gegenstand ein transdisziplinäres Einfallstor für Gedankengut aus anderen Fächern. Sie gibt gute Anlässe zur Bildung eines losen Verbundes von Forschungslinien. Dies teilen die Gender Studies mit den Science Studies, den Cultural Studies, den Postcolonical Studies usw.

In Bezug auf Geschlechterpolitik mag man fragen: Fehlt den Gender Studies ohne politischen Rahmen nicht das Eigentliche? Fehlt nicht ‚das Salz in der Suppe', wenn man drei ebenso engagierte wie pauschale Annahmen verabschiedet: dass Benachteiligung aufgrund von Geschlecht nur Frauen treffe, dass Ungleichheit ein konkurrenzlos beherrschendes Thema der Geschlechterforschung sei, und dass die Geschlechterdifferenz selbst ein konkurrenzlos wichtiges Differenzierungsmoment sei? Kann man Gender Studies betreiben, ohne von der historischen Prominenz, der politischen Vitalität, der gesellschaftlichen Omnirelevanz

20) Hilge Landweer weist (in einem Debattenbeitrag: Knapp/Landweer 1996) darauf hin, dass das Ideal der Interdisziplinarität der Frauenforschung als „Quasi-Disziplin" immer auch eine Distinktionsgeste gegen die ‚Männerwissenschaft' war, die daran vorbeigeht, dass das Gros der Forschung keineswegs disziplinenübergreifend stattfindet. Auch sie warnt davor, dass ‚interdisziplinäre' Orientierungen Marginalität *in* den Disziplinen fortschreibt.

der Geschlechterdifferenz auszugehen? Dieser Aufsatz hat nahegelegt, dass diese skeptische Frage emphatisch zu bejahen ist: *nur dann* kann man Gender Studies treiben, d.h. ein eminent hartnäckiges, aber auch nur begrenzt wirksames Muster sozialer Differenzierung in den Blick nehmen und seine Verknüpfung mit anderen Unterscheidungen analysieren.

Auf der anderen Seite verlieren die Gender Studies damit sicherlich Aspekte, die man von einem alltagsweltlichen Standpunkt viel wichtiger nehmen kann als *alle* Geschlechterforschung: z.B. die Gleichstellung von Frauen oder die von Homosexuellen oder die Durchsetzung eines Datenschutzes für die Geschlechtszugehörigkeit. Der Gewinn für diesen Verzicht einer Verquickung von Politik und Forschung liegt primär darin, die grundlagentheoretische Frage nach der Differenzbildung erschließen zu können. Sekundär allerdings lassen sich auf dieser Basis auch Anhaltspunkte für ein tieferes Verständnis der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen als prominentes Epiphänomen ihrer Differenzierung gewinnen. Auch die Asymmetrie (und die Komplementarität) im sog. ‚Geschlechterverhältnis' lässt sich letztlich nur von der Herstellung der Geschlechterdifferenz selbst her aufklären. Wo die Forschungen zur Feststellung von Ungleichheit ein Rätsel der Persistenz hervorbrachte – wieso immer noch? – hat die Geschlechtsdifferenzierungsforschung vor allem zwei Angebote zu machen.

Erstens hat sie ein entscheidendes konservatives Moment der Geschlechterbeziehungen im Blick: die Aufgabe der kulturellen Reproduktion der Geschlechterdifferenz selbst. Eben weil sich diese nicht einfach biologisch von selbst versteht, sondern kulturell aufrechterhalten, d.h. laufend mit Sinn versehen werden muss, gehören auch Ungleichheit stiftende Mechanismen, etwa in der Aufteilung der Hausarbeit oder bei der Besetzung von Führungspositionen, zur kulturellen Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit selbst. Die geschlechtliche Segregation von Berufen (s. Wetterer 2002) ist eines der wichtigsten und auch letzten kulturellen Mittel, die Geschlechterdifferenz überhaupt noch sozialstrukturell darzustellen. Jede politische oder pädagogische Bemühung, die an dieser kulturellen Dimension der Zweigeschlechtlichkeit vorbeigeht, gerät zu bloßem Aktionismus, der verständnislos vor der Trägheit ungleicher Lebenslagen oder vor geschlechterpolitischem Konservatismus stehen bleibt.

Zweitens ist erst eine Forschung, die ihr eigenes Beobachtungsschema begrenzt und skeptisch einsetzt, in der Lage, den zentralen Mechanismus der Herstellung von geschlechtlicher Ungleichheit überhaupt sehen zu können. In den Wissensgesellschaften des 21. Jh.s, die in zahllosen sozialen Prozessen gelernt haben, routinemäßig von Geschlecht abzusehen, ist das *erneute Inkraftsetzen* der Geschlechterunterscheidung zugleich der entscheidende Mechanismus der Asymmetrisierung. Große Teile der Population dieser Gesellschaften werden in bestimmten Situationen benachteiligt, nicht „weil sie Frauen sind" (denn darin liegt schon lange kein vertretbarer Grund mehr), sondern *indem* sie auf ihr Geschlechtsein festgelegt werden. Die wissenschaftlich-kritische ‚Erklärung' ihrer Diskriminierung durch das Frausein *wiederholt* nur den zentralen Mechanismus der Diskriminierung. Erkennen kann sie ihn nicht, weil ihre politische Rahmung diesen Mechanismus selbst verwendet: in der kämpferischen Annahme, den Frauen stünden *Männer* gegenüber. Schon Simone de Beauvoir hatte diese Annahme in Frage gestellt, freilich ohne, dass der Titel ihres Hauptwerkes dies auch zu erkennen gäbe: Frauen sind nicht das zweite, *le deuxième sexe*, sie sind das einzige Geschlecht. Und sie sind es – so können die Gender Studies heute hinzufügen – in dem Maße, wie sie die ihnen laufend zugespielte Kennung aufgreifen – wie einen Ball, den man reflexhaft auffängt.

Literatur

Amann, K./Hirschauer, S. (1999): Soziologie treiben. Für eine Kultur der Forschung. Soziale Welt 50, S. 495 – 506.

Beauvoir, S. de (1951): Das andere Geschlecht, Hamburg.

Berger, P. L. (1969): Einladung zur Soziologie. Eine humanistische Perspektive, Freiburg.

Bullough, V./Bullough, B. (1993): Crossdressing, Sex, and Gender, Pennsylvania.

Bourdieu, P. (1990): La domination masculine. Actes de la recherche en sciences sociales 84, S.2-31.

Braun, C. von/Stephan, I. (2000): Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart.

Breidenstein, G./Kelle, H. (1998): Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur, Weinheim.

Brockman, J. (1996): Die dritte Kultur, München.

Bußmann, H. (1995): Das Genus, die Grammatik und – der Mensch. Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft, in: H. Bußmann/R.Hof (Hg.) Genus – Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart, S. 114-161.

Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt.

Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin.

Cucchiari, S. (1981): The gender revolution and the transition from bisexual horde to patrilocal band, in: Ortner/Whitehead (s.u.), S. 31-79.

Dekker, R./Van de Pol L. (1990): Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte, Berlin.

Degele, N. (2003): Happy Together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften. Soziale Welt 54, S. 91-112.

Eichler M. (1980) The Double Standard: a Feminist Critique of Feminist Social Science, London.

Foucault M. (1971) Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt.

Foucault, M. (1977): Sexualität und Wahrheit – Der Wille zum Wissen, Frankfurt.

Foucault, M. (1998): Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin, Frankfurt.

Frevert, U. (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann" Geschlechter-Differenzen in der Moderne, Frankfurt.

Garber, M. (1993): Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst, Frankfurt.

Garfinkel, H. (1967): Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs.

Goffman, E. (1977): The Arrangement Between the Sexes, Theory and Society 4, S. 301-331.

Günthner, S. (1992) Sprache und Geschlecht. Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation? Linguistische Berichte 138, S. 123-143.

Hagemann-White C. (1984): Sozialisation: Weiblich - männlich? Opladen.

Harding, S. (1991): Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives, Milton Keynes.

Heintz, B., E. Nadai, R. Fischer und H. Ummel (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, Frankfurt.

Herdt, G. (ed.) (1994): Third Sex, Third Gender. Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History, New York.

Hirschauer, S. (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, S. 686-692.

Hirschauer, S. (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung, in B. Heintz (Hg.in) Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 208-235.

Hirschauer, S. (2004): Social Studies of Sexual Difference. Geschlechtsdifferenzierung in wissenschaftlichem Wissen, in: C. Rosenthal/T.Steffen/A. Väth (Hg.) Gender Studies. Standorte – Zukunftsräume, Königshausen und Neumann (im Erscheinen).

Hornscheidt, A. (1998): Grammatik als Ort von Geschlechterkonstruktionen, in dies./ G.Jähnert/ A.Schlichter (Hg.) Kritische Differenzen – geteilte Perspektiven, S. 140-173.

Kessler, S./McKenna W. (1978): Gender -An Ethnomethodological Approach, New York.

Knapp, G.-A./Landweer, H. (1996): „Interdisziplinarität" in der Frauenforschung. Ein Dialog, in: L'Homme – Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 6, S. 6-38.

Kotthoff, H. (2002): Was heisst eigentlich ‚Doing Gender'? Wiener Slawistischer Almanach 55, S. 1-27.

Kraß, A. (Hg.) (2003): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität, Frankfurt.

Landweer, H. (1994): Generativität und Geschlecht. S. 147-176 in T.Wobbe/G.Lindemann (Hg.) Denkachsen, Frankfurt.

Laqueur, T. (1992): Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt.

Lehnert, G. (1994): Maskeraden und Metamorphosen. Als Männer verkleidete Frauen in der Literatur, Würzburg.

Leiss, E. (1994): Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. Linguistische Berichte 152, S. 281-300.

Leiss, E. (1997): Genus im Althochdeutschen, in: E.Glaser/M.Schaefer (Hg.) Grammatica Ianua Artium, Heidelberg, S. 33-48.

Leiss, E. (2003): Derivation als Grammatikalisierungsbrücke für den Aufbau von Genusdifferenzierungen im Deutschen, in: Leuschner, T. / Mortelmans T. (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen, Berlin.

Luhmann, N. (1988): Frauen, Männer und George Spencer Brown, Zeitschrift für Soziologie 17, S. 47-71.

Martin, E. (1987): The Woman in the Body, Boston.

Matthews, S. (1982): Rethinking Sociology through a Feminist Perspective. The American Sociologist 17, S. 29-35.

Mead, M. (1958): Mann und Weib, Hamburg.

Meigs, A.S. (1976): Male Pregnancy and the Reduction of Sexual Opposition in a New Guinea Highlands Society. Ethnology 15, S. 393-407.

Meuser, M. (1998). Geschlecht und Männlichkeit, Opladen.

Oakley, A. (1972): Sex, Gender and Society, London.

Ortner, S./Whitehead, H. (1981): Sexual meanings – the cultural construction of gender and sexuality, Cambridge.

Pasero, U. (1994): Geschlechterforschung revisited. Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven, in: T.Wobbe/G.Lindemann (Hg.) Denkachsen. Frankfurt: Suhrkamp, S. 264-296.

Pasero, U./Weinbach, C. (Hg.) (2003): Frauen, Männer, Gender Trouble. Frankfurt: Suhrkamp.

Pinker, S. (1998): Wie das Denken im Kopf entsteht, München.

Pomata, G. (1983): Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie. Feministische Studien 2, S. 113-127.

Querelles-Net (2002): Editorial von Querelles-Net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung, Juli 2002.

Roscoe, W. (1998): Changing Ones. Third and Fourth Genders in Native North America, New York.

Rösing, I. (1999): Geschlechtliche Zeit, geschlechtlicher Raum, Heidelberg.

Rubin, G. (1975): The Traffic in Women. Notes on the Political Economy of Sex, in: R. Rapp: Toward an Anthropology of Women, New York, S. 157-210.

Runte, A. (1996): Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität, München.

Scott, J. (2001): Die Zukunft von Gender, in: C.Honegger/C.Arni (Hg.): Gender – die Tücken einer Kategorie, Zürich, S. 39-64.

Schiebinger, L. (1993): Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science, Boston.

Stoller, R. (1968): Sex and gender, London.

Thorne, B. (1993): Gender Play. Girls and Boys in School, New Brunswick.

Tietz, L. (2001): Bend the Line Back Into a Circle. Variabilität und Normativität alternativer Geschlechter- und Sexualitätskonstruktionen indigener Kulturen Nordamerikas im Wandel. KEA 14, S. 179-208.

Tyrell, H. (1986): Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, S. 450-489.

Vowinckel, G. (1995): Verwandtschaft, Freundschaft und die Gesellschaft der Fremden, Darmstadt.

Wetterer, A. (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion, Konstanz.

Wienold, G. (1989): Genus und Semantik im Indoeuropäischen, in: J. Martin und R. Zoepffel (Hg.) Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann, Freiburg/München, S. 76-156.

Williams, C. (1989): Gender Differences at Work: Women and men in Nontraditional Occupations, Berkeley.

Williams, W.L. (1988): The Spirit and the Flesh. Sexual Diversity of American Indian Culture, Boston.

Prof. Dr. Stefan Hirschauer,
Inst. f. Soziologie, Universität München,
Konradstr. 6, 80801 München.
stefan.hirschauer@soziologie.uni-muenchen.de.